

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Hedwig Mertens [Schluss]
Autor: Siebel, Johanna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576208>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hans Emmenegger.

Nachdruck verboten.

Mit Bildnis des Künstlers, einer Kunstbeilage und sechs Reproduktionen im Text.

Es ist ein bedeutender und liebenswürdiger Künstler zugleich, mit dem sich die vorliegende Nummer der „Schweiz“ beschäftigt. Sein Name wurde in unserer Heimat wieder rühmend erwähnt, als eines seiner Bilder „Sonlige Weide“ vor zwei Jahren im Pariser Herbstsalon ausgestellt war und die Anerkennung der hervorragendsten Kritiker wie eines Arsène Alexandre und des Inspektors der schönen Künste, Roger Marx, fand. Und im letzten Jahre haben Sonderausstellungen in Winterthur und Solothurn die Aufmerksamkeit auf Emmenegger gelenkt. In verschiedenen Zeitungen erschienen Artikel darüber. In der „N. Z. Z.“ z. B. brachte Dr. Hans Trog eine lobende Besprechung, und dem Solothurner Tagblatt entnahmen wir folgende zutreffende Charakterisierung:

„Wohl versucht sich der Künstler auch gelegentlich im Porträt und Tierbild; aber es dürfte die Landschaft dasjenige Gebiet sein, das seiner Individualität am besten entspricht, für das er eine hervorragende Begabung mitbringt. In Form- und Farbgebung wandelt Emmenegger durchaus moderne Bahnen. Abgesehen von einigen Phantasielbildern, mit denen wir uns nicht befreunden können, geht der Künstler von einer gesunden Naturanschauung aus; er will jedoch nicht ein genaues Naturbild im Sinne einer photographischen Camera geben, vielmehr erstrebt er unter Ausschaltung alles Nebenfächlichen und Kleinlichen die Herausarbeitung des Wesentlichen und Charakteristischen. So gelangt er zu großen Linien und einfachen Formen, zu einer wohlberechneten Raumverteilung und mächtiger Flächenwirkung, zu einem konzentrierten malerischen Ausdruck und überzeugender Naturwahrheit. Dieselbe Einfachheit beherrscht auch seine Palette. Sie ist nicht mit einer Menge gebrochener Farben und subtiler Nuancen besetzt, sondern weist wenige klare, aparte Farben auf, die bald in leiser Abtönung, bald in feiner erwogener Gegeneinandersetzung eine kraftvolle glänzende Wirkung erzielen und zugleich harmonisch zusammenklingen. Dieser Farbengebung entspricht auch eine großzügige Handschrift, ein sicherer, faßlicher Vortrag. Mit breitem Pinsel scheint alles so leicht alla prima hingeworfen und ist doch erst das Ergebnis eingehender Beobachtung und fleißigsten Suchens, wie die als Studien bezeichneten Arbeiten bezeugen. Als dritten Vorzug möchten wir hervorheben, daß der Künstler jedem Bild eine Seele einzuhauchen versteht, ohne die alles nur gewandte Macho bliebe. Ob junge Frühlingspracht oder schwermütiges Zypressendunkel, ob heiße Sonnenglut oder weiche Abenddämmerung, ob der Zauber des Blaues oder ein kahler Hügel, ob ein Garten am Gardasee oder ein heimeliges Emmentalerhaus, stets tritt uns „die Natur, durch ein interessantes Temperament gesehen,“ entgegen, stets spricht uns eine fesselnde Grundstimmung an. Emmeneggers Bilder besitzen bleibenden Wert, viele davon sind deshalb bereits in festen Besitz übergegangen, und wir wünschen nur, daß auch Solothurn eine dauernde Erinnerung bliebe.“

Ich kann den Maler Emmenegger vom Menschen nicht trennen. Von Jugend auf eher etwas zu Schwermut neigend als zu Fröhlichkeit, scheint er das Bedürfnis zu haben, die Natur

*) Dieser Wunsch ist in Erfüllung gegangen, indem der Solothurner Kunstverein die „Solitude“ für das Museum erwarb.

in ihren hellsten und freudigsten Momenten zu schildern; seine „Sonlige Weide“ zeigt uns dies besonders gut, wenn auch die gleichsam aus dem Rahmen heraushängenden dunkeln Tannäste im ersten Augenblick einen etwas fremdartigen Eindruck machen. Warmer, herrlicher Sonnenschein liegt auch auf den Zypressen der „Solitude“ und macht uns dieses Bild so ungemein sympathisch. Ausnahmsweise aber fühlt er den Hang, seine etwas schwermütigen Stimmungen zu verförpeln, und dann entstehen Bilder wie „Die schwarze Stadt am blau-schwarzen Meer mit der in unheimlich roter Glut am Horizont herabsteigenden Sonne oder die zwei Feuerzeichen-Bilder, wo auf einem aus dunkeln Meer aufragenden hohen Fels die rote Flamme zum Nachthimmel emporschlägt“.

Hans Emmenegger ist 1866 als Bürger von Flüeli im Entlebuch im schwyzerischen Müsnacht geboren, wo sein Vater Glasfabrikant war. Im Herbst 1883 trat er in die Kunstgewerbeschule in Luzern ein und im folgenden Herbst in die Akademie Julian in Paris, wo er Schüler von Gustave Boulanger und Jules Lefebvre war. Dann arbeitete er unter Léon Gérôme's Leitung im Antikenjaale der Ecole des Beaux arts. Ende 1885 finden wir ihn in München unter Karl Raupp und in den folgenden Jahren jeweilen einige Wintermonate in Paris, wo zu seinen bisherigen Lehrern sich Benjamin Constant und Lucien Doucet gesellten. Es schloßen sich an eine Studienreise nach Algerien, dann ein Winteraufenthalt in München, wo seine Freunde Albert Welti und Hugo Degenhard ihm den ersten Unterricht im Nadiereen gaben, und zwei Sommeraufenthalte 1896 und 1897 in der Landschafterschule von Professor Butterfack, seiner Studienreisen an die oberitalienischen Seen und in die Gegend von Spezia.

Sein Atelier in Emmenbrücke bei Luzern, auf weitblickendem Hügel erbaut, beherbergt Kunstschätze, um die den Maler manches kleinere öffentliche Museum beneiden würde. Etwa sechshundert Delbilder, Studien, Zeichnungen, Skulpturen vertreten unsere bedeutendsten Meister. Emmenegger hält von Zeit zu Zeit Revue über seine Sammlung und bereichert und ergänzt sie. Diese Kunstschätze sind ihm alle lieb; er hütet sie wie seine Kinder — der Junggeselle! Daneben ist Emmenegger belesen und kennt sich namentlich im französischen Geistesleben aus.

Und noch eins: einige Jahre lang beschäftigte er sich mehr mit Naturkunde als mit Kunst; er hatte Momente, so versicherte er mir einmal, wo er bedauerte, nicht Naturforscher geworden zu sein. Paläontologie und prähistorische Anthropologie interessierten ihn besonders, und die reichhaltigen Museen des Pariser Jardin des plantes kannte er so gut wie Louvre und Luxembourg. Das erklärt denn auch einige seiner Bilder wie die „Jurazzeit“, die in dieser Nummer der „Schweiz“ wiedergegeben ist. Mit kraftvoller Phantasie und packend gestaltend, versetzt uns der Künstler in jene urweltlichen Zeiten, wo gewaltige Pleistozaurier auf Felsenriffen der sturmbelegten See hausten. Man weiß nicht, soll man mehr Freude an diesen Kompositionen haben oder an den sonnigen Landschaften, die das ureigene Gebiet des Malers in Emmenbrücke geworden sind.

A. H.



Hans Emmenegger
(Phot. Hermann Lind, Winterthur).

Hedwig Mertens.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Aus dem Erleben einer Frau. Erzählung von Johanna Siebel, Zürich.

(Schluß).

Das Gasthaus zum Gemsli ist an beiden Seiten von Garten umgeben. Stimmen tönen über die niedrige Hecke; ein photographischer Apparat ist aufgestellt, und

eine Dame in hellem Sommerkleid versucht, eine fröhliche Gruppe von alten und jungen Leuten, offenbar Touristen, richtig auf die Platte zu bringen.

Hedwig Mertens zieht es vor, nicht in den geräuschvollen Garten zu sitzen und begibt sich in die Gaststube.

„Ich will gleich den Vater schicken,“ sagt Britzli, und bald darauf erklingt des Kindes Rufen im Hause.

Es dauert nicht lange, so kommt der Wirt. Hedwig jagt unsicher ihre Wünsche und möchte den Mann nach seinen Sommergästen fragen; aber was sich an andern Tagen verhältnismäßig leicht ergeben, will sich heute, dicht vor der Entscheidung, nicht zurechtformen lassen.

Der Wirt entfernt sich, um bald darauf mit der bestellten Mahlzeit zurückzukommen.

Während Hedwig ihre Börse vorzieht, fragt sie: „Haben Sie viele Sommergäste hier oben?“ Sie fühlt ihr Erröten und stockt fast undeutlich an den Worten herum.

„Nicht so viele,“ entgegnet der Wirt; „wir liegen nicht an der großen Straße. In diese Abgelegenheit ist der Fremdenverkehr noch nicht so recht gedrungen. Aber wir sind gut darauf eingerichtet, und die Luft ist gesund. Augenblicklich haben wir einen deutschen Herrn da mit seiner Familie. Die Madame ist ein wenig eine zarte; sie soll auch krank gewesen sein; da suchten sie einen stillen Ort. Und das muß wahr sein: bei uns erholt sie sich gut!“

„So,“ jagt Hedwig Mertens und schaut mit neuem Erröten vor sich hin.

Der Wirt entfernt sich.

Hedwig trinkt rasch einige Schlücke der guten Milch und müht sich, das klopfende Blut zu ruhigerem Kreisen zu zwingen.

Es ist dämmerig kühl in dem Zimmer. Die Läden sind geschlossen; nur durch die Jalousien der obern Felder schiebt sich das Licht in feinen Klinkerstreifen.

Hedwig schaut interessiert in das Quirlen der Sonnenstäubchen, die auf- und abfliegen, ohne daß man den Luftzug fühlt, der sie bewegt. Dann fängt sie an zu essen; aber obwohl sie kaum etwas genossen hat am Tage,

so vermag sie die Speisen nur schlecht hinunterzubringen. Automatisch schnitzelt sie an dem zarten Bündnerfleisch herum.

Die Unruhe durchjagt ihr Wesen noch immer mit gleicher Heftigkeit. Die Finger streichen über den weißgeschauerten Tisch, als wollten sie etwas fortschieben; eine unbestimmbare Angst zieht ihre Kreise enger und enger und legt ihr die Hände um den Hals.

Sie möchte irgend etwas tun, handeln, durch das Haus suchen; sie kann nicht.

Im Zustande dieser äußersten Spannung vermag sie nur zu warten auf das, was kommen muß, dessen Nahen sie fühlt, unaufhaltsam, wie ein elementares Ereignis.

Hedwig Mertens weiß absolut nicht, wie die Entscheidung sein wird und ob sie nicht vielleicht im nächsten Augenblick durch die Türe zu ihr hereintritt.

Sie lauscht nur und wartet — — —

Auf einmal schrickt sie heftig zusammen.

Im Garten ertönt eine tiefe klangvolle Männerstimme.

Die Laute jagen ein Zittern durch ihre Glieder, und über die Züge, die in starker Bewegung beben, legt sich eine fahle Blässe.

Gespannt beugt sich Hedwig Mertens nochmals vor, um die Töne zu erhärschen.

Hat sie sich getäuscht? Sind ihre Sinne von der gewaltigen Willensanstrengung der letzten Zeit so überreizt, daß sie anfangen, sie zu narren?

Wie sie Richard Elmers' Bild überall zu sehen glaubt, so soll sie jetzt auch allenthalben seine Stimme hören müssen, weil sie in ihrem Geiste anschlägt jede Stunde, jede Minute mit den dunkeln Tönen der Sehnsucht?

Wer sagt ihr denn, daß Richard Elmers und seine Frau hier sind? Niemand hat seinen Namen genannt! Ihr Verlangen, ihre Kombination haben diese Situation aufgebaut.

Hedwig Mertens legt die Hände vor die Augen.

Da?!

Wieder klingt die Stimme!

„Ah, wohl ist dies Richard Elmers, der spricht!“

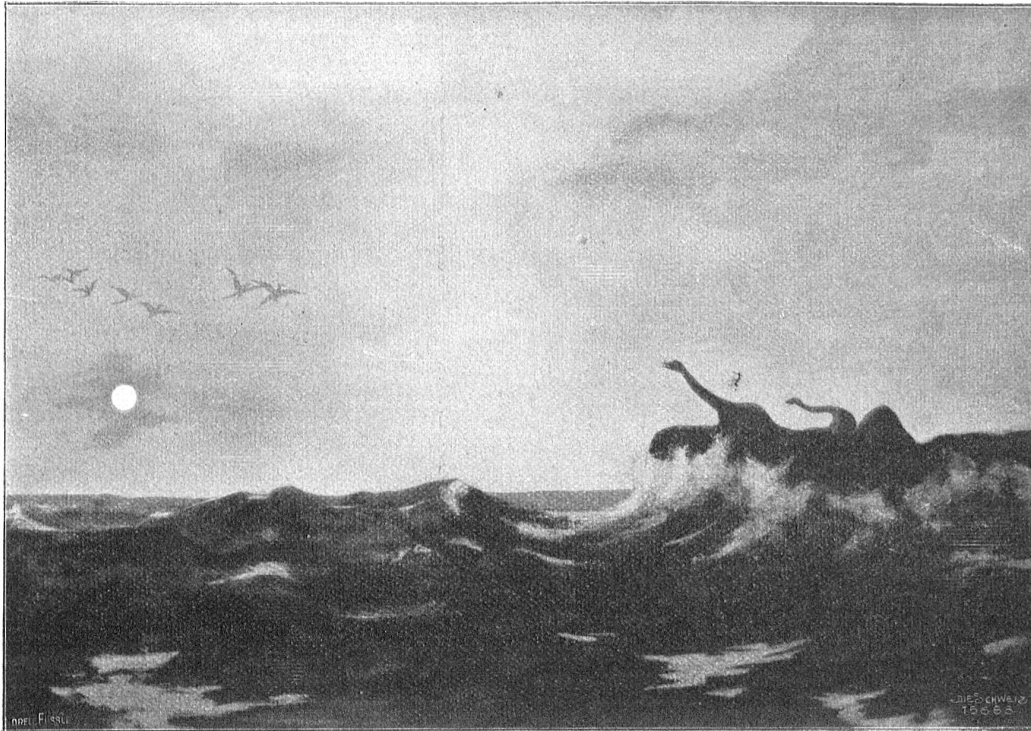
Deutlich kann Hedwig Mertens jedes Wort unterscheiden.

„Du solltest die Kinder ruhig allein spielen lassen, Lara! Du wirst müde sein von dem Spaziergang.“

Komm! Setze dich zu mir... Viel von Belang ist nicht auf der Post gewesen; aber da schickt mir der Buchhändler ein neues Werk. Schau einmal her! Die Aufnahmen sind sehr genau, einzelnes geradezu ausgezeichnet. Zum Beispiel dieser alte Stadtwinkel und da die Kirche! Nichts Widerwärtiges



Verlassenes Haus. Nach dem Gemälde von Hans Emmenegger, Emmenbrücke.



Jurazeit. Nach dem Gemälde (1894) von Hans Emmenegger, Gammelnbrücke, in der Sammlung der Kunstgesellschaft Luzern.

und kein läppisch sentimentales Beiwerk! Unserer Zeit tagt wieder das Verständnis für das Schöne und Starke."

Elmers fährt fort mit dem Erklären anderer Bilder. Im warmen Tone der Begeisterung erläutert er die Intimitäten eines Landhauses; dazwischen tönt das Gezwitscher heller Kinderstimmen.

Hedwig Mertens neigt die blonden Flechten und läßt die Worte über sich hinschmeicheln wie die Akkorde einer heißgeliebten Musik, die für den Kenner noch besondere Werte umschließt. Ihr ganzes Wesen ist ausgefüllt vom Klange dieser Stimme, die für den Augenblick alles andere Sagen und Fragen aufsaugt, auch das Verlangen, Richard Elmers' Frau zu sehen.

Sie lauscht und lauscht.

Ihre Züge werden ruhig, und was sie beim ersten ungewissen Erkennen mit leerem Schrecken erfüllt, wandelt sich bei der gewissen Ueberzeugung in ein Gefühl der Freude.

Sie verwundert sich auch keinen Augenblick darüber, daß in diesem weltentlegenen Erdenwinkel ihrer beider Wege zusammenlaufen und daß hier Vergangenes und Zukünftiges seine Entscheidung finden soll.

Hedwig Mertens weiß, daß das Leben in seiner Rätselhaftigkeit unerschöpflich ist und daß seine Lösungen sich in den meisten Fällen nicht mit den Berechnungen der Menschen decken.

Sie rückt ein wenig auf der Holzbank und schiebt den Fensterladen etwas auseinander, und sie lächelt in einer ganz besondern Art, als sie durch den schmalen Spalt blickt. "Gott ist gut," denkt Hedwig Mertens; „nie werde ich vergessen, wie gut er ist; er läßt mich in der Nähe seiner Allmacht sitzen und schlägt den Dvins-

mantel seiner Weisheit um mich; ich blicke auf die Erde und sehe, was die Menschen machen, die mir am liebsten sind . . ."

Sie schaut in einen altmodischen Bauerngarten: die Beete sind mit dickem Buchsbaum unregelmäßig eingefast, und auf den Wegen liegt braune Lohe.

Die ersten Astern strecken die runden kraftstrogenden Blumen, und der Phlox füllt mit seinen klarroten Blütenstauben behäbig den angewiesenen Platz.

Eine Ebereiche, die in der Mitte des Gartens auf einer kleinen Erhöhung steht, fängt an, die breiten Beerenbüschel mit brennendem Zimmober zu bemalen.

Da ist auch eine altmodische Gartenlaube, deren Lattenwerk Geißblatt umspinnnt; aus der Laube tönen die Stimmen.

Vor der Laube ist eine etwas hohe Stufe. Ein kleiner Junge in kurzem Spielanzug, der die sonnenbraunen Arme und Beinchen freiläßt, bemüht sich, ein blondes Kindchen von etwa drei Jahren die Stufe hinauf und dann wieder hinunterzuschleppen.

Ist das Mädchen glücklich unten, so klettert der kleine Sonnenjunge behende die Stufe hinauf und faßt das Kind mit angestrongter Kraft unter die aufgestreckten Armchen und plagt sich so, daß das strahlende Gesicht von der Anstrengung hellrot übersehienen wird, und zieht so lange, bis das Schwesterchen innig befriedigt wieder neben ihm steht.

In diesem Spiel muß für die Kinder eine anziehende Freude liegen; sie wiederholen es wieder und wieder.

Da kommt Grittli herangesprungen und ruft: „Du, Kolf! Komm, wir wollen einen neuen Friedhof machen! Waldmann hat den alten kaput gekratzt! Und zuerst sind

wir die Meister vom Begräbnis; hujeh, das ist fein!" — Der Junge faßt Grittsli bei der Hand und schreitet ernsthaft mit ihr über die Gartenwege.

Bald darauf kauern alle drei ruhig in einer Gartenecke und vertiefen sich in ihr Gräberspiel. Sie machen kleinere und größere Hügel, streicheln und tätscheln bedächtig an den Erdbäufchen und bestecken jedes einzelne mit grünen Blättchen und steifen Blümchen; dann drücken sie Holzstäbchen als Kreuze darauf.

Hedwig Mertens sieht alles; nicht das Geringfügigste entgeht ihr. Sie bedauert nur, daß das dichte Geißblattgerank ihr den Blick in die Laube verwehrt. Sie sieht helle Stoffe durch die Ranken schimmern und hört die Stimmen durch die unbewegte Sommerluft.

In Hedwig ist eine Sehnsucht, die Gesichter der beiden zu sehen.

Und als ob in ihrem Wunsche eine übertragende Kraft gelegen, so erhebt sich jetzt Klara Elmers: „Komm, Richard! Wir wollen uns unter die Eberesche setzen; mich friert in der Laube.“

„Ja, die Tage sind kurz im Gebirge; noch nicht sechs, und bald wird die Sonne verschwinden,“ sagt Elmers' tiefe Stimme. „Herrgott, ich möchte doch nicht für immer in diesen Tälern wohnen! Ich muß einen weiten Horizont haben und den vollen, langen Tag mit Frührot am Morgen und dem Sonnenflammen am Abend!“

Elmers ist aufgestanden, tritt aus der Laube und streckt die kraftvollen Glieder. Dann setzt er sich auf die Bank. Bequem legt sich sein Arm auf die Rückenlehne. Mit der andern Hand blättert er in den Seiten eines Buches, das auf seinen Knien liegt.

Hedwig Mertens sieht vorerst nur das kräftig geschnittene Profil; das Gesicht ist nach der Seite gekehrt, wo Klara Elmers sitzt, die den Hinterkopf leicht an den ausgestreckten Arm des Mannes drückt.

Das Mädchen in dem Wirtszimmer starrt wie gebannt auf das Bild. Vor ihren Augen wird der Vorhang urplötzlich auseinandergerissen, und sie schaut in eine Helligkeit, die für ihre dämmerungsgewöhnten Blicke an-

fänglich etwas Grelles hat. Sie zuckt zusammen wie vor einem niederschließenden Licht. Aber obwohl es in ihrem Wesen schneidet, so tut ihr nichts weh. Dies Erwarteter-Unerwartete macht ihr Schmerzempfinden unempfindlich.

Sie sieht und hört alles mit der scharfen Deutlichkeit eines Kranken, dem man die Sinne nicht einschläfert, sondern nur die Ränder der Wunde betäubt, in der das Messer des Arztes arbeitet.

Nie hat Hedwig Mertens intensiver in Menschenworte und Menschenaugen hineingelauscht als in dieser Stunde. Aber sie versteht den Sinn mancher Worte erst später in der ganzen, sich ins Leben senkenden Bedeutung; sie sind wie Samenkörner, die nur langsam Wurzel fassen.

Hedwig Mertens sieht jetzt gut in die Gesichter der beiden; sie schaut in Richard Elmers' tiefblaue Augen, und es fliegt eine flüchtige Freude durch ihre Seele, daß sie einmal die Tränen aus diesen Augen geküßt.

Dann versenkt sie sich in das Antlitz der Frau. Es ist ein zartes Gesicht mit stillen, glänzenden Augen; das dunkelbraune Haar bauscht sich leicht über der Stirne und liegt in einer kleinen Krone auf dem Haupt.

„Du siehst blaß aus, Klara,“ jagt Richard Elmers gütig; „bist du müde? Vielleicht war der Weg doch zu weit für dich?“

„Ach nein!“ entgegnet das junge Weib und drückt den Kopf inniger an des Mannes Arm.

Auf ihrem Gesicht spiegelt sich eine Unschlüssigkeit; nach einer Weile fragt sie zögernd mit tiefem Atemholen: „Wirßt du wirklich nochmals nach Zürich müssen, Richard? Mir . . . mir ist es hart um jeden Tag ohne dich!“

In stummer Bitte heben sich die Blicke.

Des Mannes Züge zeigen eine leichte Bewegung, als er antwortet: „Ich sagte dir ja, daß ich nochmals hinmüß; ich habe die Angelegenheit nicht erledigen können bei meinem gestrigen Besuch!“

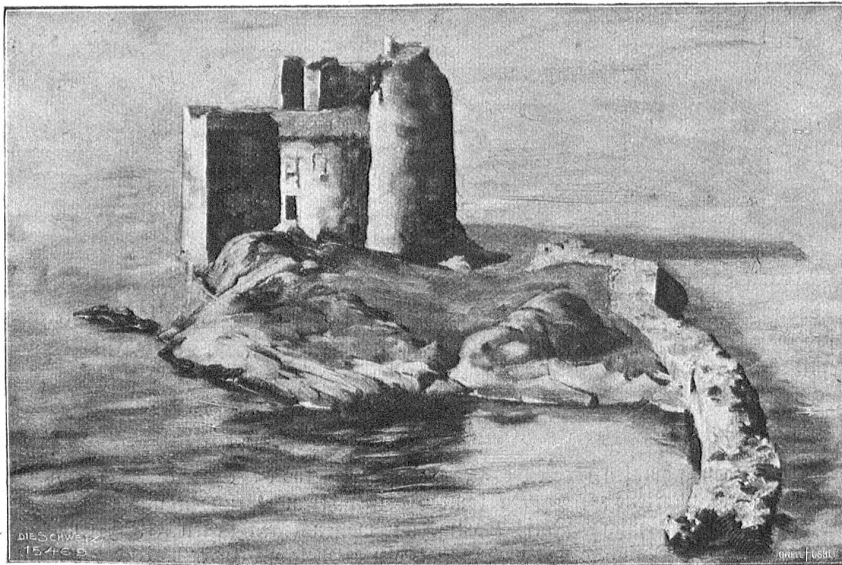
„Wirßt du diesmal länger fortbleiben, Richard?“ Wieder zögert die Angst in des Weibes Stimme.

„Ich weiß es nicht, Kind; vielleicht . . . Du bist ja jetzt wieder gesund!“ Sonderbar betrachtend blickt Elmers auf

die junge Frau an seiner Seite. „Wenn ich länger fortbleiben sollte, so werde ich Bühlaus bitten, hierherzukommen. Ich sagte dir schon, wie sehr Maria wünscht, einige Wochen mit dir zusammen zu sein!“

„Ja, das sagtest du!“ nickt Klara. Ueber ihr Gesicht gießt sich eine Röte; sie scheint mit irgend einem schweren Entschluß zu kämpfen, findet aber augenscheinlich nicht die Kraft zur Ausföhrung. Unmerklich schüttelt sie das Haupt und erhebt sich.

„Ich will die Kinder zu Bett bringen,“ spricht sie leise und streicht sich über die Stirn. Sie wendet sich nach



Kleines Kastell von Cannero (von oben gesehen).
Nach dem Gemälde (1900) von Hans Emmenegger, Emmenbrücke.

der Gartenecke: „Lilli, Kolf! Kommt und sagt Papa gute Nacht!“

Elmers stellt seinen kleinen Jungen zwischen die Knie: „Morgen kannst du Papa an den Wasserfall begleiten, Kolf; willst du?“

Der Knabe jubelt, und das kleine Mädchen ruft: „Lilli auch mit, Lilli auch!“ — — —

Als die Kinder gegangen, blickt Elmers in tiefen Gedanken vor sich hin. Auf seinen Zügen liegt plötzlich eine solche Trauer, daß es Hedwig Mertens erbarmt. Unverwandt schaut sie in das Gesicht des Mannes: „Soll sie die Laden aufstoßen, ihre Gegenwart verraten? Soll sie hinaus zu ihm?“ Es drängt sie, ach, mit einer heißen Gewalt, sich mit leisem Wort neben ihn zu stellen; aber eine andere Macht zwingt sie, still in dem dämmerigen Wirtszimmer zu bleiben, bis Klara Elmers zurückkommt.

Langsam verstreichen die Minuten. Und zwei Menschen, die sich gesucht und gemieden im Drange der Zeiten und im größern noch der Gefühle, sind sich nahe, und der eine weiß es nicht, und der andere, der Wissende, wagt es nicht, die Hand zu heben zum Gruß.

Richard Elmers' Brust hebt ein Seufzer.

Da kommt seine Frau.

Ihr Auge blickt klarer, und ihr Gang ist kräftiger. Oben bei den Kindern scheint sie sich eine geheime Kraft geholt zu haben.

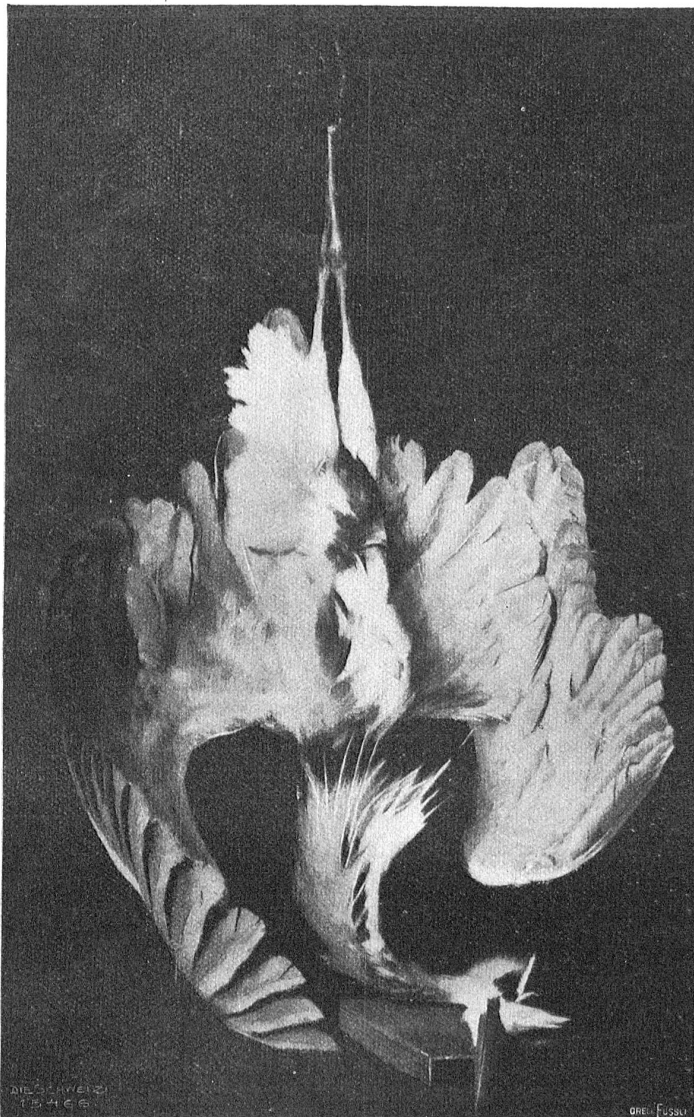
Wieder schmiegt sie sich mit der ruhig vertrauenden Selbstverständlichkeit dicht an des Mannes Seite. Ihre Mienen zeigen eine stille Entschlossenheit, und zutraulich legt sie die Hände um die des Gatten. Diese Berührung erhöht augenscheinlich ihre Sicherheit. „Ich möchte dir etwas sagen, Richard; darf ich?“

„Gewiß, Kind!“

Klara blickt einen Augenblick angestrengt auf ihren Schoß, als stände dort der schwere Anfang ihres Bekenntnisses; erglühend, als gälte es, eine Schuld zu gestehen, preßt sie dann vor: „Richard, ich weiß, was dich so schwer beschäftigt all die letzte Zeit und . . . und daß es nicht nur deine Arbeit ist mit all ihren Problemen . . . Ich weiß auch, warum du nach Zürich mußt . . . Sei still, Richard, niemand hat es mir gesagt. Dergleichen braucht einem keiner zu sagen; man ist ein Weib, man fühlt es. . .“

Klaras Augen glänzen wie im Fieber; um ihre Lippen zuckt die Angst vor dem Ungewöhnlichen, das dieser Stunde entsteigen soll: „Nun möchte ich uns helfen, daß die Not vorübergeht, so oder so. Die Zeit drängt. Ich habe zuweilen gedacht, Richard, es hätte sich alles zurechtgebaut . . . so . . . ohne Worte . . . aber das ist nun doch anders, und eben . . . darum muß ich heute sprechen!“

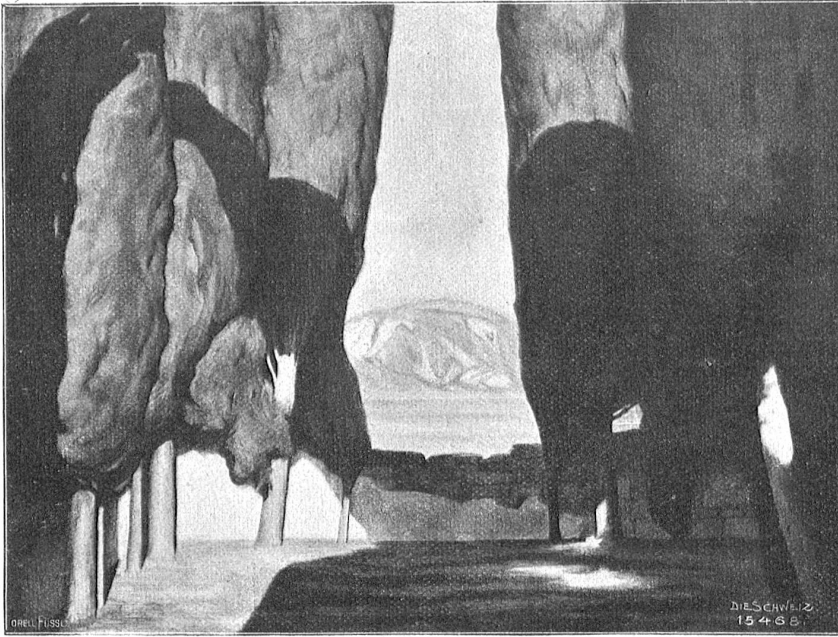
Aufs äußerste betroffen betrachtet Elmers das junge Weib. Wohin steuert sie mit diesen Worten, was will sie von ihm? Er hat sie doch schonen wollen bis zur endgültigen Entscheidung! Es ist so absolut sinnlos, über unfertige Sachen zu sprechen.



Fischreiber. Nach dem Gemälde von Hans Emmenegger, Emmenbrücke.

Er macht eine Bewegung, sie zu unterbrechen, ihr dies zu sagen; aber da fährt Klara auch schon fort, und über ihr tiefem Gesicht zieht es wie Befriedigung: „Neulich sagtest du, Richard, ich sei eine andere geworden, wacher, meintest du! Ah, wenige Worte in meinem Leben haben mich glücklicher gemacht; das ist auch einer von den Tagen gewesen, da ich hoffte, es müsse mir so gelingen, in schweigendem Tun!“

Ein Dunkles, Zitterndes kommt in Klaras Stimme: „Weißt du, Richard, wann ich angefangen habe mit dem Wachwerden? Letzten Winter, als du so lange nicht wiederkehrtest. Da überkam es mich urplötzlich, wie weltentweit wir auseinandergerissen seien, nicht durch den Raum, ach nein, durch ein viel schwerer Ueberbrückbares . . . durch unsere furchtbare Gleichgültigkeit. Und allmählich regte sich alles Schlummernde in mir; ich wickelte mich los aus der schweren Trägheit und erkannte nun mit einer starken Gewalt, was du mir warst, was du mir sein konntest und wie sehr es meine Schuld, daß



Solitude. Nach dem Gemälde (1902) von Hans Gimmenegger, Gimmenebrücke, im Museum von Solothurn.

wir die vielen Jahre verloren. . . . Ich hätte dir dies damals gerne sofort gesagt; aber ich hatte so völlig diese Gewohnheit eingebüßt mit dir zu sprechen, dir meine Seele zu zeigen, und dann . . . du warst ja auch nicht bei mir! Ach, wie sehr wünschte ich da, du möchtest mir noch ein einziges Mal zurückkehren!"

Klara Elmers stockt; sie sucht ruhiger zu werden; Erinnerung und Gegenwart türmen sich vor ihr auf. Der Riesenwall bedrängt sie. Und neben ihr hocht die Angst und umklammert sie dichter und dichter, die Angst, ob sie nicht tölpelhaft an ihrem Lebensgewebe herumfingert. Aber sie muß reden; da hilft nichts!

Leiser, fast in einem Träumen, das Elmers mit keinem Worte und keiner Bewegung unterbricht, spricht sie weiter: „Zimmer wartete ich auf dich, und nun muß ich dir etwas erzählen; das klingt vielleicht belanglos und ein wenig sonderbar und umschließt doch die ganze Bedeutung dessen, was ich dir sagen muß, und gab mir auf einmal die Richtung. . . . Es war im Vorfrühling. Da führte mich mein Weg an einem ausgebrannten Hause vorbei, und wie ich die Trümmer sehe und wie sie so häßlich und ungemein verwahrlost aussehauen und keiner die Hand hebt, um zu erfahren, was etwa von den Grundmauern noch zu gebrauchen, da mußte ich plötzlich an dich und an mich denken und an die Arbeit, wenn du wirklich noch einmal wiederkämeft. Aber wie ich mir vorstellte, Richard, daß ich nicht mit der Wimper zucken will beim Abheben des verkohlten Gebälks, daß ich nicht müde werden will bei mühseligster Arbeit, da durchführ mich ein Gedanke, der schmerzte tiefer als alles, was ich vorher durchlitten!"

Klara Elmers holt zitternd Atem, und in ihren Augen blinkt es feucht, als sie zögernd weiterpricht: „Das ist gewesen, Richard. . . . als ich empfand, daß unser Haus, unser Ehehaus, überhaupt nicht abbrennen konnte, weil

es noch gar nicht dagestanden, und daß ich mich in einer furchtbaren Leere befand. Nicht einmal ein Trümmerhaufen war uns geblieben, weil wir uns nicht die Mühe gegeben, das Haus zu bauen, du nicht und ich nicht. Wir hatten auf der Straße gelebt in einem grenzenlosen Leichtsin, schlimmer als die Landstreicher. Wir hatten auch nicht daran gedacht, unserer Ehe ein Haus, ach, nur ein ganz kleines, zu bauen um unserer Kinder willen. Das Heilige und Nabelliegende hatten wir vergessen, du und ich. Und wie ich in dem Schrecken dieser Gedanken stehe, Richard, sieh, da löste sich ein Entschluß von meiner Seele: Unsere Kinder sollen ein Haus haben; unmöglich kann ich länger heimatlos mit ihnen auf der Landstraße gehen!

Unsere Kinder haben ein Anrecht auf das Haus, und ihr eigener Vater muß darinnen sein. Du und ich, Richard, wir gaben ihnen dies Anrecht, da wir ihnen das Leben gaben. Du und ich, wir gehören zu ihnen, bis sie groß und stark sind und sich selber mit fröhlichen Seelen ihre eigenen Häuser bauen können. . . . Ach, Richard, als ich das durchdachte, da kam eine Sonnenstimmung über mich und eine Kraft, von der ich nicht wußte, daß sie in mir war. Ich fing an, unsere Kinder anders, besser zu lieben, dich in ihnen zu lieben, immer sprach ich ihnen von dir; immer gingen unsere Gedanken dir entgegen. Wir wurden ein Ganzes, das man nicht auseinanderreißen darf. Niemand, wenn er nicht einen Frevel begehen will! . . . Und endlich kamst du. Ich jegue den Tag. Du kamst anders, als du gegangen, sahst aus wie ein Kranker und schienst doch stärker. . . . Ich habe nicht gefragt, wieso und woher. Warum sollte ich auch? Dies war Kampf gegen Kampf. Aber auf meiner Seite waren die Kinder. Es mußte gelingen. Ich legte die Hand des kleinen Rolf in die deine und blieb still an deiner Seite. Stetsfort. Und wenn du verwundert schautest, so blickte ich dich an in der Selbstverständlichkeit meines Rechtes. Ja, so tat ich. . . . Von unserem Hause sprach ich nicht. Aber ich arbeitete daran mit einer tätigen Geduld; ich legte Stein um Stein und frohlockte heimlich, als die Mauern wuchsen; wenigstens vermeinte ich in meiner Gläubigkeit ihr Wachsen zu sehen. . . . Dann wurde ich krank, und da merkte ich wohl, Richard, als ich im Fieber lag und mein ganz Wesen an den Grenzen des Lebens wie sehend ward, daß du noch kränker warst als ich. Ich sah in Todesangst auf mein kleines Haus und wußte nicht, ob es je zum Wohnen fertig würde. Ach, ich wußte auch nicht, Richard, ob es nicht besser sei für dich und für mich, wenn ich mich stille, ohne ein Wort zu sagen, von dannen schliche und den Platz frei machte

für die andere . . . Den Mut habe ich nicht gehabt; ich wurde wieder gesund; ich nahm die Arbeit, den schweißenden Kampf wieder auf; aber meine Angst um das endliche Gelingen hat sich vergrößert, meine Angst will nicht weichen; warum soll ich sie länger verbergen? Immer ist sie da!"

Klara Elmers blickt empor; aber als sie in ihres Mannes undurchdringliche Mienen blickt, verwirren sich ihre Worte in erbarmungswürdiger Weise: „Daß ich dir dies alles erzähle . . . Richard . . . das ist ja, weil ich fürchte, daß doch alles umsonst . . . Du bist so gut, bist immer gütig gewesen . . . aber dies andere ist stärker, und wenn es dich auf die Dauer glücklicher macht . . . Ich weiß auch gar nicht, ob ich mich wirklich richtig zu der Sache stelle . . . Die härtesten Zweifel toben oft . . . Ach, die andere muß herrlich sein, ein Lebensglanz, daß du sie so liebst, und wie wird ihre Seele an dir hängen . . . Aber sieh, es sollte doch ein frohes, ein schönes Haus werden, das unruhe; ich weiß es, keine Mühe würde mich verdrängen bei seinem Ausbau . . . und da sind die Kinder . . . und . . . ich hatte mir gedacht . . . wenn einmal die Sonne darauf läge, so wollte ich mit der großen Frage zu dir kommen, ob . . .“

Klaras Worte werden dunkel in fernem Weinen; ihre Augen, ihre Wangen glühen.

Hat Richard Elmers denn kein Erbarmen mit Frauennot? Sieht er denn nicht die Qual und die Sinnigkeit, die sich wie ein tiefer wolkenverhangener See vor ihm

ausbreitet? Versteht er nicht die ungeprochenen Worte? Ach, warum zwingt er das erschöpfte Weib, den Becher bis zur Reize zu leeren, in den das Leben als bitterste Zutat das Betteln um des eigenen Mannes Liebe hineingemischt? Warum fragt er jetzt mit rauher Stimme: „Was ist es, was ich dir sagen soll, Klara?“

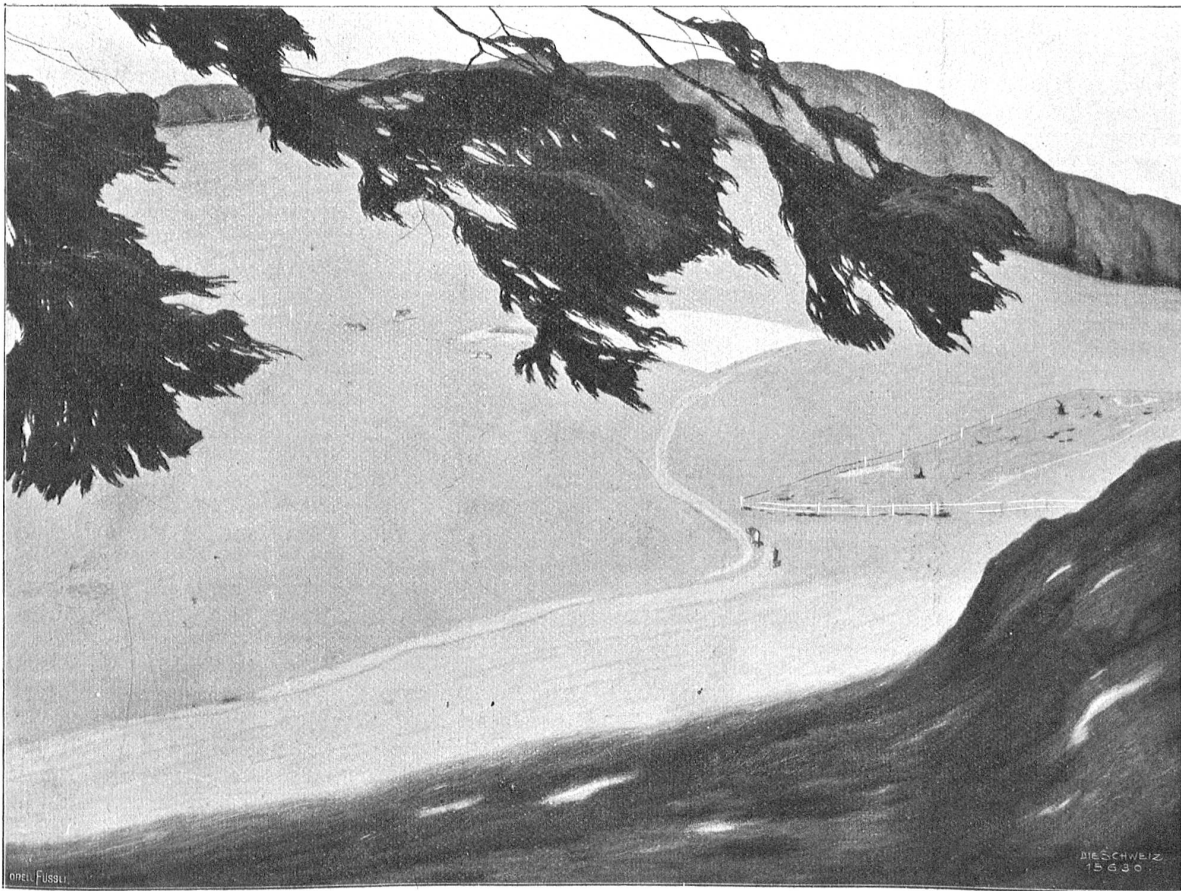
Klara Elmers ringt gewaltsam nach Festigkeit: „Ob du mit uns in dem Hause wohnen willst, Richard, ob . . . es dir nicht zu schwer ist . . . bei uns, bei mir und den Kindern zu sein?“

Völlig erschöpft schweigt das junge Weib und sieht in fürchterlicher Spannung auf Elmers — — —

Das Mädchen in der Wirtsstube hält den Atem an; seine Seele schluchzt und fleht: „Sage, daß du noch heute das Dach auf ihr Haus setzen willst! Sage es ihr! Ach, wie kamst du sie so unerhört, so grausam lange warten lassen! Sage ihr, daß du sie segnen willst für jeden Schritt, den sie getan, für jeden Stein, den sie gesetzt! Wenn du jetzt das Wort nicht sprichst, das die Erlösung gibt und deine und meine Sühne birgt, so ist es ein Verbrechen, das keine Tränen abwaschen, keine Reue tilgt! Knie vor ihr, Richard Elmers, knie nieder vor ihr!“

In Hedwig Mertens ist eine so gewaltige Bewegung, daß sie die Zähne zusammenbeißen muß, um den Worten, die ausschreiend vorstürzen wollen, den Ausgang zu verwehren — — —

Noch immer bleibt es stille zwischen den Ehegatten.



Sonnige Weide. Nach dem Gemälde (1964) von Hans Emmenegger, Emmenbrücke, im Weiß der Schweiz, Eidgenossenschaft.

Da ist kein Laut zu hören, und die Augenblicke, die über das Schicksal dreier Menschen entscheiden, dehnen sich, wachsen zur Ewigkeit.

Ist die Erregung für die Kräfte Klara Elmers' zu groß, oder fürchtet sie zu sehr die Worte der Entscheidung, die ihr stilles Werk ebensowohl krönen als zerstören können? Ein leichenhaftes Erblassen steigt in ihre Züge, und ehe Richard Elmers eine Antwort gegeben, sinkt Klaras Haupt auf des Mannes Schulter, der in furchtbarem Erschrecken den schlaff niedergleitenden Körper in seinen Armen auffängt.

„Klara,“ ruft Elmers, „um Gott! Klara, so höre doch!“ Aber kein Laut löst sich von den blassen Lippen.

Grausam verstört schaut Elmers auf das leblose Weib in seinen Armen — — —

Da steht Hedwig Mertens an seiner Seite; sie hat es vermocht, die fliegenden Glieder zum Dienst zu zwingen. Höchste Not leiht höchste Kraft.

Elmers schaut auf, als erblicke er eine Erscheinung, und Hedwig sagt in hastiger Erklärung: „Ich sah und hörte alles . . . dort . . . vom Fenster . . . Laß mich dir helfen, Richard!“

„Wo kommst du her?“ stößt Elmers vor.

„Ach, dies später! Komm, wir wollen Klara in ihr Zimmer bringen!“

Da nimmt Elmers sein bewußtloses Weib und trägt es hinauf.

Hedwig hilft die feine Gestalt entkleiden und betten, alles mit einer rührenden Sorglichkeit, und ihre Augen ruhen in einer namenlosen Angst auf den unbewegten Zügen, als hinge die Erlösung ihrer Seele von der Wiederbelebung ihrer Starrheit ab.

Sie hebt und senkt die willenlosen Arme der Ohnmächtigen und reibt ihr die Schläfen mit stärkendem Wasser. Und immer steht die Qual auf ihrem Gesicht, die unruhigen Widerschein findet in den Blicken des Mannes.

Und während beide in Verzweiflung die Arme der todblassen Frau heben und senken, unermüdlich, als vermindere dies eine Schuld, fragt Elmers in das entsetzliche Schweigen hinein: „Ich wartete auf dich, wochenlang, mondelang: wie ist es, daß du auf einmal da bist, gerade heute, gerade zu dieser Stunde?“

Und Hedwig Mertens erzählt abgebrochen, klanglos: „Ich sah euch einmal im Wagen . . . Dann bin ich euch nachgegangen, dir und ihr; du weißt . . . ich wollte sie so gerne einmal sehen. Immer weiter ging ich . . . von Ort zu Ort . . . Wie eine Faust drohte es hinter mir her: ich mußte vorwärts! Hier wußte man von euch, dort hatte man nichts gesehen; es fahren so viele Wagen im Sommer durchs Land. Und endlich finde ich euch . . . ja, sonderbar, gerade heute . . . gerade zu dieser Stunde, in der die Kraft ihres Lebens in die Halme schoß! Ach, sie darf nicht sterben, Richard,“ ächzt das Mädchen, „sie muß wieder aufwachen!“

Und weiter heben und senken die beiden die Arme des jungen Weibes.

„Ich suchte dich in Zürich!“ sagt der Mann.

Hedwig Mertens überhört die dunkle Not in den Worten; sie hascht nach den Blicken Elmers': „Sag ihr, daß du in dem kleinen Hause mit ihr wohnen willst, Richard, und daß nichts Fremdes darin sein wird, nur die Kinder und du und sie!“

„Und du?“ fragt Elmers.

Hedwig Mertens legt das Ohr an das Herz des ohnmächtigen Weibes, ob nicht endlich das matte Leben rascher darin klopfen wird.

Ihre Stimme klingt erstaunt, als sie sich jetzt emporrichtet und sagt: „Ich? Aber dies kommt doch gar nicht mehr in Betracht, Richard; das ist doch sonnenklar. Denke, sie ist krank geworden aus Sehnsucht! Ach, wir wollen Gott auf den Knien danken, wenn sie die Augen wieder aufschlägt! Mein Leben gäbe ich für sie. Du mußt immer ihre Kraft stützen; hörst du! Sie ist wie wenige einer ganzen ungeteilten Liebe würdig!“

Wieder neigt Hedwig Mertens das Ohr auf die Brust der Frau. Ein Leuchten kommt in ihre Augen: „Ich glaube, sie wird bald erwachen; ich warte nebenan, ob du meine Hilfe noch brauchst.“

Mit einer unendlichen Zartheit wie zum Segen streicht sie Elmers über das Haar: „Leb wohl, Richard!“ Ein Stöhnen entringt sich des Mannes Brust.

„Und du? Und du?“ fragt er nochmals.

„Ach,“ sagt sie leise, „das laß meine Sorge sein!“

Dann verläßt sie das Zimmer.

Im Nebenraum schlafen die Kinder. Hedwig neigt sich über sie und küßt die reinen Stirnen; dann zieht sie auch sacht die festgeballten Häufchen an ihre Lippen.

Da ist eine Seele in dem Raum, die im höchsten Opfer höchste Andacht hält, eine arme, reiche, schluchzende und singende Menschenseele, einem demütig starken Weibe eigen, das seine Zukunft zerstört und dennoch gewonnen hat.

In andern Gemach regt es sich. Klara Elmers schlägt die Augen auf; ein tiefer Seufzer teilt ihre Lippen, und als sie sich im Bette findet, fragt sie verwundert: „Was soll dies?“

Da kommt ihr das Besinnen an die Unterredung im Garten und daß sie in todesbitterer Angst gewartet und daß sie keine — Antwort erhalten.

Traurig dreht sie das Haupt zur Seite.

Da beugt sich Elmers über sie und nimmt ihre matten Hände: „Klara, ich will es ehrlich verdienen; sei ruhig! Dies alles soll nicht umsonst gewesen sein!“

Zuerst schaut Klara Elmers unsicher; dann breitet sich leise, leise ein glückliches Ausruhen über ihr Gesicht.

Hedwig Mertens geht geräuschlos die Treppe hinunter und schreitet ins Freie.

Die Zacken der östlichen Berge tragen blutrote Kronen, und die obersten Matten und Hänge leuchten hell in goldenem Grün.

Hedwig Mertens wandert über den Wiesenpfad, der zu dem andern Dorfe führt.

Vorsichtig nimmt sie einen Brief aus ihrem Skizzenbuch und öffnet ihn. In seltsamer Bewegung gleiten ihre Augen über die Zeilen.

„Ja, so ist es!“ nickt sie vor sich hin. „Da ich dich erlebte, erlebte ich mich selber! Was wußte ich von mir?“

Ein Beben geht über Hedwig Mertens' Wesen, da sie diese Worte liest. Dann nimmt sie den Brief und zerupft ihn in winzige Stückchen, und der kühle Abend hebt diese gleich leichten Federn auf seine Schwingen und streut sie durch die Luft. Hierhin und dorthin — — —

Einige Tage später erhält Elmers die Nachricht, daß Hedwig Mertens gen Norden gereist.





Blick auf die Hofenau vom Tindenhof in Rapperswil.

Dach dem Aquarell von Georges Goffin, Rüfi (Et. Zürich).